

## Zeitgenössische Literatur nach 1990

<b>Bezug zum Schülerbuch</b>	vgl. S. 355, Aufgabe zur Kompetenzentwicklung 5, sowie S. 356, Vernetzungsaufgabe 1
<b>Kurzbeschreibung des Textes</b>	Der Artikel reflektiert den „Generationen“-Begriff mit Bezug auf die zeitgenössische Literatur.
<b>Textsorte</b>	poetologischer Text (wissenschaftlicher Artikel)
<b>Epoche</b>	Zeitgenössische Literatur nach 1990

### Jörg Magenau: Literatur als Selbstverständigungsmedium einer Generation (2001)

[...] Selten zuvor hat die junge deutsche Literatur eine so große Aufmerksamkeit erhalten. Niemals zuvor erzielte sie so hohe Marktpreise und Auflagenhöhen, waren Debütanten eine so händelringend gesuchte Bevölkerungsgruppe. Das Interesse an der Gegenwartsliteratur ist so groß, dass man daraus schließen könnte, die Deutschen hätten ihre Gegenwart endlich zu schätzen gelernt und damit also auch ihre Geschichte. Immerhin gab es 1989 im Ostteil des Landes so etwas Ähnliches wie eine demokratische Revolution, oder zumindest den friedlichen Konkurs eines vergreisten Staatsbetriebs: ein historisches Ereignis mithin, auf das man sich berufen kann. Eines der häufigsten Stereotypen in der Zeit nach der Wende lautete: ‚Endlich sind wir wieder ein normales Volk!‘ Mit der Zeit der deutschen Teilung, so der weitverbreitete Glaube, sei auch die Zeit der Buße vorbei, nun kehre Deutschland endgültig in die zivile Völkergemeinschaft und in die Normalität zurück, nun sei es wieder möglich, von sich selbst zu sprechen, ohne immer gleich über den Faschismus reden zu müssen. Denn seit 1989 gibt es in Deutschland wieder eine, ja sogar zwei aktuellere Vergangenheiten.

Ein beliebtes Ritual im Nachwende-Berlin bestand in der Aufforderung, dass wir, Schwestern und Brüder in Ost und West, ‚uns gegenseitig unsere Biografien erzählen‘ sollten, um unsere unterschiedlichen Sozialisierungen zu begreifen und unsere jeweiligen Vorlieben und Abneigungen zu verstehen. Selbstverständlich gehörten Schriftsteller als professionelle Erzähler zu denen, die an vorderster Front tätig wurden. In Berlin gab es ganze Veranstaltungsreihen, in denen jeweils ein ost- und ein westdeutscher Autor über ihr Leben Auskunft gaben, um so, auf der individuellen Verständigungsebene des Erfahrungsaustauschs, zum großen kollektiven Zusammenwachsen beizutragen. Literaten wurden zu Lebensgeschichtsdarstellern. [...]

Die Normalität, die nach 1990 in Deutschland so sehnsüchtig beschworen wurde, feierte in der Literatur ihren Siegeszug. Keine Episode war plötzlich so unbedeutend, dass sie nicht ein wichtiges, aufbewahrendes Detail einer deutschen Vergangenheit enthalten hätte. Kein Alltag war zu alltäglich, dass er nicht aufgeschrieben worden wäre. Niemand war zu jung, um nicht schon eine Vergangenheit zu besitzen. Der historischen Ausnahmesituation der Wendezeit war es zu verdanken, dass schon Zwanzig- bis Dreißigjährige auf eine vergangene Epoche zurückblicken konnten und folglich autobiografische Werke verfassten. Der jüngste und erfolgreichste Autobiograf, Benjamin Lebert, war gerade siebzehn Jahre alt.

Bei ostdeutschen Autoren, die ihre Jugend noch in der DDR verbrachten, ist das offensichtlich. Weil die DDR verschwunden ist und mit ihr so viele Dinge, Gewohnheiten und Lebenswei-

sen, haben sie um so mehr von ihr zu erzählen. Weil sie sich nach 1989 plötzlich in einem anderen Gesellschaftssystem wiederfanden, können sie auf ihr früheres Leben wie mit fremden Augen blicken und die Merkwürdigkeiten ihrer Sozialisation über den Abgrund eines Zeitenwechsels hinweg betrachten. Aber auch den Absurditäten der Warenwelt stehen sie weniger selbstverständlich gegenüber als ihre westdeutschen Kollegen. Von dem Publizisten Michael Rutschky stammt die These, die DDR entstehe überhaupt erst jetzt, nach ihrem realen Untergang. Erschien sie ihren Bewohnern früher häufig als künstliche Zwangsgemeinschaften, bilde sie sich nun, in ihrem Verschwinden, als gemeinsamer kultureller Raum und Verständigungsbasis der Hinterbliebenen heraus. Erst in der Erinnerung sei sie eine mögliche Heimat: eine ‚Erfahrungs- und Erzählgemeinschaft‘ in einer fremd gewordenen Gesellschaft. „In diesem Sinne als Kultur“, so Rutschky, „hat die DDR zuvor nie existieren können.“

Genauere Kenntnis bei gleichzeitiger Distanz sind jedoch die besten Bedingungen für die Entstehung von Literatur, und so ist es kein Zufall, dass es immer wieder junge ostdeutsche Autoren waren, die mit bemerkenswerten Beiträgen zur Literatur der Neunzigerjahre hervorgetreten sind. Thomas Brussig war der Erste, der mit seinen Büchern über die Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens im Sozialismus zum gesamtdeutschen Bestsellerautor reifte. Annett Gröschners autobiografischer Roman *Moskauer Eis* aus dem vergangenen Herbst ist das bisher letzte geglückte Beispiel aus dieser Reihe. Und wer, wie die am ausgiebigsten gefeierte Erzählerin der letzten Jahre, Judith Herman, aus West-Berlin stammt, der lebte und schrieb wenigstens im literaturmythen-schweren Bezirk Prenzlauer Berg. Judith Hermann siedelte mit ihren Erzählungen *Sommerhaus, später* so konsequent im Ostteil der Stadt, dass sie mittlerweile allgemein für eine ostdeutsche Autorin gehalten wird.

Weniger beachtet als die postume Geburt der DDR aus dem Geiste des Erzählens ist die Tatsache, dass auch die alte Bundesrepublik verschwand und in der Literatur eine merkwürdige Wiederauferstehung feiert. Auch sie ging ja 1989 unter, wenn das auch nur wenige wahrhaben wollten. Und weil die Kollegen im Osten mit der literarischen Ausbeutung des eigenen Lebens so erfolgreich waren, begannen auch junge westdeutsche Autoren bald damit, die Geschichten ihrer Jugend in der bundesrepublikanischen Provinz zu erzählen. Ralf Bönts Bielefeld-Roman *Icks* wäre da zu nennen oder Christoph Peters' Debut *Stadt Land Fluss*, das mit dem Aspekte-Literaturpreis ausgezeichnet wurde: David Wagners Reise in die rheinische Heimat mit dem Titel *Meine nachtblaue Hose* oder Matthias Polityckis *Weiberroman*, der die Generation der sogenannten ‚Achtundsiebziger‘ begründete. All diese Bücher handeln von der eigenen Jugend in den Siebziger und Achtzigerjahren im tiefen Westen. Sie zeichnen sich durch eine intensive Erinnerungssehnsucht und außerordentliche Detailfülle aus. Besonders Matthias Politycki baut in seinen Romanen ein regelrechtes Museum seiner Zeit auf, in dem von Dylan-Platten bis zu regenfeuchten Parkas alles versammelt ist, was Jugend bedeutete.

Es ist alles andere als ein Zufall, dass in den Neunzigerjahren, den Jahren deutsch-deutscher Selbstbezüglichkeit, der Imperativ des Erzählens aufkam und dass das, was da erzählt wurde, eigentlich immer nur eines war: das eigene Leben. Weil aber die reine Selbstbezüglichkeit auf Dauer doch ein bisschen ermüdend ist, machte neben dem ‚Ich‘ als Zentrum aller Literatur ein zweiter Begriff eine erstaunliche Karriere: der Begriff der ‚Generation‘, mit dem sich das Individuelle zum Exemplarischen veredeln lässt. ‚Generation‘ wurde zum medialen Zauberwort der Neunzigerjahre. Je ähnlicher sich die Erinnerungen jugendlicher Autoren waren, umso dringlicher wurde nach Unterscheidungsmerkmalen gesucht, sodass sich die Generationen bald im Jahrestakt ablösten. War vor 1989 eigentlich nur die Generation der Achtundsechziger bekannt, die damals allerdings noch schlicht ‚Studentenbewegung‘ hieß, so wurden in den Neunzigern nacheinander die Neunundachtziger, die Achtundsiebziger, die Generation X, Y und Z, sowie die Generationen ‚Ost‘, ‚Berlin‘ und schließlich mit dem Titel des Bestsellers von Florian Illies, die *Generation Golf* aus der Taufe gehoben. Unter diesem Schlagwort versammelte Illies die Erinnerungen und Erfahrungen derer, die 1971 im Westen des Landes geboren wurden: die einen Scout-Tornister zur Einschulung erhielten, im Postamt einigermaßen ratlos vor den Terroristen-Fahndungsplakaten standen, erste Emanzipationsversuche auf dem Skateboard betrieben und für die ein Walkman schon zur selbstverständlichen Grundausstattung der Lebensbewältigung gehörte. Bereits die Tatsache,

85 ob man einst Schlaghosen oder Karottenjeans trug, macht aus dem Einzelnen so betrachtet das Mitglied einer Generation.

Der Begriff hat den Vorzug, natürlich und soziologisch zugleich zu sein. Einerseits kann man sich nicht aussuchen, zu welcher Altersgruppe der Gesellschaft man gehört, und es hat etwas Schicksalhaftes, in welche Zeit man hineingeboren wird. Andererseits, als kulturelle Kategorie, 90 bezeichnet ‚Generation‘ die Zugehörigkeit zu einer aus bestimmten Erfahrungen und Vorlieben konstruierten Gemeinschaft. Und je mehr die Mode- und Ausstattungsaccessoires früherer Zeiten in zyklischen Revivalwellen wiederkehren, umso stärker wird auch die Zugehörigkeit zu einer Generation zu einer Frage der freien Entscheidung. Die Gegenwart ist ein Patchwork verschiedener nebeneinander existierender Vergangenheiten, in die der Generationsbegriff als Kategorie ästheti- 95 scher Geschmacksgruppenbildung eine gewisse Ordnung bringt. Er dient also nicht so sehr dazu, ein zeitliches Nacheinander zu beschreiben, als die Gleichzeitigkeit verschiedener Lebensstile.

Früher waren Generationen haltbarer. Die Autoren, die sich 1947 im Allgäu versammelten, um eine Zeitschrift zu gründen, hatten die Erfahrung des Krieges, des Überlebens und der Heimkehr als gemeinsamen Ausgangspunkt. Diese Erfahrungen waren so prägend, dass die Gruppe 47, 100 die daraus hervorging, den Literaturbetrieb zwanzig Jahre lang dominieren konnte. Heute würde man diese Gruppe vermutlich als Generation bezeichnen. Die Generation der ‚47er‘, duldet neben sich nur noch Einzelgänger, und als schließlich die nächste Generation aufbegehrt, war es mit ihr zu Ende.

Auffallend ist, dass in der heutigen Inflationierung des Begriffs etwas verloren ging, was da- 105 mals für die Konstituierung einer Generation prägend war: der Generationenkonflikt. Die ‚Achtundsechziger‘ wären gar nicht denkbar gewesen ohne die Auseinandersetzung mit der ‚Vätergeneration‘ und ihre Anklage gegen das restaurative Beschweigen der Vergangenheit. Spätere Generationen waren vielleicht – in abnehmendem Maße – damit beschäftigt, sich von den als ideologisch empfundenen Achtundsechzigern abzugrenzen. Mit antiegalitärem Individualismus reagierten sie 110 auf den Sozialdemokratismus der Siebzigerjahre und trugen, liberal bis in die Manschettenknöpfe, Anzug statt Pullover als ästhetischen Reflex auf die Achtundsechziger. Einen Generationskonflikt würde ich das schon nicht mehr nennen.

Generationen, schrieb der Publizist Gustav Seibt unlängst in der Zeitschrift *Merkur* (3/2001) mit Verweis auf den Soziologen Karl Mannheim, „Generationen bilden sich auf der Grundlage 115 einschneidender gemeinsamer Erfahrungen: Wo diese Erfahrungen rasch wechseln, lagern sich auch unterschiedliche Generationsschichten als soziologisch-zeitgeschichtliche Erfahrungssedimente sehr dicht übereinander ab.“ Was aber, wenn es nicht rasch wechselnde, sondern gar keine spezifischen Erfahrungen gibt? Wenn die Unterscheidungsmerkmale sich in verschiedenen Markenartikeln und Fernsehserien erschöpfen, von denen in der jungen deutschen Gegenwartsliteratur 120 so reichlich die Rede ist? Dann überwiegt plötzlich nicht mehr das Trennende zwischen den wie auch immer spezifizierten Generationen, sondern eine große Gemeinsamkeit: das dringende Bedürfnis, die eigenen Geschichten zu erzählen. Die Dringlichkeit scheint dabei in dem Maße zu steigen, in dem zugleich verkündet wird, wie öde die Zeit der Jugend doch eigentlich war. Florian Illies beispielsweise hält die Achtzigerjahre, in denen er aufwuchs, für die langweiligste Zeit seines Lebens. Trotzdem verschafft es eine große Befriedigung, von den ‚alten Zeiten‘ zu erzählen, und ebenso groß ist die Begierde des Publikums, möglichst detailliert ausgestaffte Erinnerungen zu lesen. Illies *Generation Golf* steht schon seit einem Jahr auf den Bestsellerlisten. Es ist ein merkwürdiges Phänomen. Doch je unspezifischer die eigene Geschichte, umso größer das Bedürfnis, das Erfahrungsvakuum erzählend auszufüllen. Wie sonst wäre die gegenwärtige ‚Hypertro- 125 phie der Erinnerung‘ zu erklären, die Gustav Seibt diagnostizierte?

Das Reden einer Generation über sich selbst vollzog sich einst unter dem Modus: „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“ Christa Wolf stellte diese Frage in ihrer autobiografischen Untersuchung *Kindheitsmuster*. Da analysierte sie die prägenden Strukturen ihrer Generation am eigenen Beispiel. Sie wollte wissen, welche latenten Prägungen ihre Kindheit als BDM-Mädchen 135 hinterlassen hatte und womöglich sogar noch in der überzeugten Sozialistin nachwirkten. Mit großem Ernst und nicht ohne Risiko blickte Christa Wolf auf die eigene frühe Biografie zurück. Sie betrieb eine exemplarische Selbstanalyse, in der sich viele ihrer Generationsgenossen wiederfinden konnten, während Jüngere erfuhren, wie der alltägliche Faschismus in Gewohnheiten, Re-

densarten, Denkweisen verankert war. Ein doppeltes Zeitbild also, eines, das die Gegenwart der  
 140 Schreibenden und die untersuchte Vergangenheit umfasste.

Im Kontrast zu der Ernsthaftigkeit Christa Wolfs wird deutlich, wie sich der Modus des Er-  
 innerns in der jungen Gegenwartsliteratur verändert hat. Während Christa Wolf gegen die Prägung  
 ihrer Kindheit anscrieb, um sie aufzuheben, sind heutige Generationsvertreter damit beschäftigt,  
 einen prägenden historischen Erfahrungsraum für sich überhaupt erst herzustellen. Geschichte ist  
 145 für die Kinder der ewigen Kohl-Ära nur schwer fassbar. Während Christa Wolf mit der Untersu-  
 chung der Vergangenheit auch die Gegenwart – wenn auch vorsichtig – infrage stellte, geschieht  
 der Blick zurück bei den jungen Autobiografien von heute im Zeichen milder Ironie. Die ernsthaf-  
 te politisch-moralische Auseinandersetzung mit eigenen Handlungen ist dabei vollständig durch  
 die spielerische ästhetische Hinwendung zur eigenen Geschichte ersetzt. Lächelnd und weise er-  
 150 hebt man sich über die fragwürdige Vergangenheit und glaubt schon deshalb klüger geworden zu  
 sein, weil die Gegenwart den immer viel schlechteren Geschmack früherer Jahrzehnte nicht mehr  
 teilt. Anstatt sich mit der Christa-Wolf-Formel „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“  
 selbst infrage zu stellen, dient die immer schon überwundene Vergangenheit der Bestätigung des  
 eigenen Ich. Die Formel dazu lautet: Wie konnten wir bloß mal so sein, wie wir damals waren.

Jüngstes belletristisches Beispiel dieser Haltung ist der Roman *Liegen lernen* von Frank  
 Goosen, im Februar erschienen und von Thomas Brussig im *Spiegel* als großes Ereignis gefeiert.  
 Goosen, 1966 im Ruhrgebiet geboren und bisher als Kabarettist hervorgetreten, belustigt sich darin  
 über Fransenjacken und Bäckerhosen, Nicaragua-Arbeitsgruppen und Abba-Platten, die seine  
 westdeutsche Jugend prägten. Ein Humor, der sich über das Erzählte erhebt, ist auf die Dauer  
 160 allerdings ermüdend. Der Glaube, dass man sich auf der Höhe der Erkenntnis befinde, nur weil  
 man in der Gegenwart lebt, ist ein ziemlich stupider Opportunismus. Denn es bleibt trotz allem  
 Reden über die geschmähte Vergangenheit unklar, was die Gegenwart ihr gegenüber eigentlich  
 auszeichnen soll und was also die Arroganz des erwachsen gewordenen Erzählers rechtfertigt.

Produktiver ist da die Herangehensweise des jungen Ostberliner Autors Jochen Schmidt, der  
 165 im Herbst 2000 mit dem Erzählungsband *Triumphgemüse* debütierte. Er sagt, dass er nur deshalb  
 schreibe, weil das Leben sonst unerträglich langweilig wäre. Das Schreiben dient der Veredelung  
 des Daseins und gibt dem bloßen Existieren eine Richtung. Im Vollzug des Erzählens erhält das  
 Alltägliche einen Sinn und verwandelt sich in literarischen Rohstoff.

Jochen Schmidt gehört zu einer literarischen Szene, die sich in den letzten Jahren im Ostteil  
 170 Berlins herausgebildet hat. Abend für Abend kann man hier junge Männer um die Dreißig auf  
 sogenannten Vorlese Bühnen erleben. Sie nennen sich ‚LSD – Liebe statt Drogen‘, ‚Surfpoeten‘  
 oder ‚Chaussee der Enthusiasten‘ und bestehen aus jeweils fünf Mitgliedern. Sie versammeln sich  
 in gemauerten Kellergewölben unter Kneipen im Bezirk Mitte oder Friedrichshain und bilden auf  
 diese Weise ganz natürlich einen literarischen Untergrund. Witz und Ironie, Boshaftigkeit und ein  
 175 wenig Melancholie sind Pflicht. Statt Wasser trinkt man Bier, gibt sich cool statt quälerisch und  
 dilettantisch statt genial. Keine ‚Kunst‘ wird hier zelebriert, sondern flüchtige Notate für den Au-  
 genblick verlesen. Die Texte pendeln irgendwo zwischen Varieté und Schulaufsatz, persönlichem  
 Bekenntnis und aktueller Tageskommentierung. Ob es sich dabei um Literatur handelt, interessiert  
 die Kellerpoeten nicht. Sie heißen Ahne oder Taxi-Micha, Gunnar, Tube oder Spider und hocken  
 180 wie ein schreibender Stammtisch auf der Bühne. Ihre Geschichten lesen sie aus handgeschriebenen  
 Kladden vor; manchmal sind die Texte noch so frisch, dass sie erst auf der Bühne live vollendet  
 werden.

Wenn der Generationenbegriff in seiner soziologischen Bedeutung als ‚Erfahrungsgemein-  
 schaft‘ heute irgendwo sinnvoll anzuwenden ist, dann hier. Es ist die Generation derer, die 1989  
 185 gerade mit der Schule fertig war. Sie haben die Wende wach und neugierig miterlebt. Der befrem-  
 dete Blick auf die kapitalistische Gegenwart und der melancholische Blick zurück auf die Kindheit  
 und Jugend in der DDR verbinden sich in ihren Texten zu einer eigenen Lebensbewältigungsstra-  
 tegie, die durch die Gruppe Abend für Abend beglaubigt wird. Es ist eine durchaus bemitleidens-  
 werte, zerfallende und traurige DDR, die da aus der Erinnerung entsteht. Und doch ist Jugend auch  
 190 verlorene Heimat, hier wie überall. Aber hier, wo zugleich ein ganzer Staat unterging, ganz beson-  
 ders. Die Leseabende erfreuen sich des enormen Zuspruchs eines Publikums, das derselben Ge-  
 neration angehört. Es sind Selbstverständigungsabende, die mögliche, meist ironische Haltungen ge-

genüber dem eigenen Alltag in prekären Jobs oder Arbeitslosigkeit durchspielen und sich zugleich der gemeinsamen Herkunft vergewissern. Ihren eigenen Ton haben sie durch das Zusammenspiel von Ironie und Melancholie – Haltungen, die normalerweise eher als Gegensätze auftreten, sich für die ostdeutsche Nachwende-Generation aber überlagern.

Als westliches Pendant zu dieser östlichen Grüppchenbildung könnte man vielleicht die Internetgemeinschaften bezeichnen, die in den letzten Jahren entstanden sind. [...] Die Texte handeln davon, in welchem Club man gestern Abend war, was es zu trinken gab, wen man getroffen hat. Sie berichten von Lektüreerfahrungen, von Reisen, von kleinen Beobachtungen auf der Straße. Es sind – und darin unterscheiden sie sich nicht von der Literatur der Ostberliner Szene – Alltagssteno-gramme. [...]

Exemplarisch für die Literatur, die daraus entsteht, sind die Bücher von Elke Naters oder Christian Kracht, doch der eigentliche Meister dieser Szene ist einer, der schon ein paar Jahre älter ist: Rainer Goetz. Er hat mit seinem Internettagebuch *Abfall für alle*, den er ‚Roman eines Jahres‘ nannte, das Zusammenfallen von Leben und Literatur am exzessivsten und am eindrucksvollsten betrieben. *Abfall für alle* ist das Buch der Neunzigerjahre, ein Kompendium genauer Beobachtungen, überraschender Einblicke, voyeuristischer Bedürfnisbefriedigung, theoretischer Reflexionen, medialer Überwältigungen. Es handelt von der Auflösung des Subjekts, wird aber nur durch das Subjekt, den rasenden Reporter im Dienst der Autobiografie, zusammengehalten. In der Abschaffung der Fiktion verwandelt sich das Leben selbst in etwas Fiktives: Authentizität wird zu einem Konstrukt des Alltäglichen.

Im Unterschied zu denen, die ihm nacheifern, ist Goetz bewusst, dass alle Versuche, stenografisch die Gegenwart zu fixieren, scheitern müssen und dass er schreibend das Leben verfehlt, ja dass er es verpasst, weil er schreibt. Von den Schwierigkeiten, die sich daraus für das ‚Erzählen‘ ergeben, handelt seine Erzählung „Dekonstruktion“. Sie führt das Scheitern fiktiver Entwürfe vor, denn am Ende landet Goetz auch da wieder beim eigenen Ich und beim tagebuchartigen Text. Es kann gar nicht anders sein beim Vertreter einer Generation, die ihre Gemeinsamkeit in der Unmittelbarkeit des Erlebens sucht.

Quelle: Jörg Magenau: Literatur als Selbstverständigungsmedium einer Generation. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. H. 124, 31. Jg. 2001, S. 56-63.